

**Kulturkongress des Landeskulturverbands Schleswig-Holstein e.V.
„KulturPolitik heute“, Kiel, Landeshaus, 6.11.2008**

Adrienne Göhler

Senatorin a.D. Kultur, Wissenschaft und Forschung, Berlin

Verflüssigungen – Zur Durchlässigkeit von Politik und Kultur

Wenn man am Ende eines so konzentrierten und erschöpfenden Tages redet, ist die Sorge groß, in die Karl Valentinsche Falle zu tappen, also: Es ist schon alles gesagt, nur noch nicht von allen.

Um dieser Falle zu entgehen, habe ich mir ihren Tag vorgestellt: Sie werden angefüllt sein mit Hoffnungen, Wünschen, Erwartungen und Ernüchterungen die das schwierige Verhältnis von Kultur und Politik kennzeichnen. Sie werden die Unter- und Überschätzungen thematisiert haben, die auf der Kultur lasten: Der Zwang Leuchtturm, Event zu sein, gefragt von der Kulturwirtschaft, Tourismusförderung. Gesprochen haben Sie über Stadt-Landgefälle, schrumpfende Regionen und die steigende Angst auf vielen gesellschaftlichen Ebenen, über klamme Finanzen in den Kommunen und natürlich die absehbaren Verheerungen, die die Finanzkrise auch für KünstlerInnen und Kultureinrichtungen bedeuten wird.

Es wird im Saal noch nachklingen: Kultur als Ersatz. Sinnggebung, Kultur als der Möglichkeitsraum Gesellschaft zu verändern.....

Und natürlich, unterstelle ich, schweifen viele von uns seit der Wahl des amerikanischen Präsidenten gelegentlich in die Frage ab, was der fulminante Sieg von Obama weltweit für eine neue politische Kultur bedeuten wird. Wie es sich hierzulande niederschlagen wird, wo 80 % Obama gewählt hätten. Hierin drückt sich eine Sehnsucht aus, die Politik hier jetzt aufnehmen könnte. Müsste.

Obama hat das Gefühl vermittelt, dass es auf jede und jeden Einzelnen ankommt.

Das alles hätte ich gerne aus der Nähe verfolgt, wäre ich nicht in Salzaue bei dem

"Visual lab", von radius_ research-based-art, einem Residency-Programm zwischen unabhängigen Kunstorten im Nahen Osten und in Europa, in denen wechselseitig, über mehrere Wochen, KünstlerInnen vor Ort ihre Recherchen betreiben und sich gegenseitig vorstellen. Es geht dabei um den fremden Blick auf das Eigene, um Erweiterung der Wahrnehmung des Anderen. Es geht um die Kunst als das Unverfügbare, um mit Adorno zu sprechen, und trotzdem um Durchlässigkeiten zwischen dem Politischen und dem Anderen der Kunst.

Es geht dort um einen Vorschein dessen, zu dem ich Sie zum Abschluß Ihres langen Tages gerne entführen möchte: KomplizInnen der Vision einer Kulturgesellschaft zu werden, die aus den Verflüssigungen zwischen dem Politischen und dem Kulturellen entstehen könnte, dem Durchlässigmachen von Grenzen und dem Überschreiten des Bestehenden.

Die Kulturgesellschaft basiert auf dem Grundsatz, dass jeder Mensch auf Resonanz angelegt ist, gestalten will, sich von der Gesellschaft gebraucht und in ihr nützlich fühlen möchte. In den Worten des Hirnforschers Joachim Becker: "Mit anderen in Resonanz zu treten ist ein biologisches Bedürfnis. Jeder spürt die Magie des Zusammenspiels über Töne und Körpersprache."

Vor diesem Hintergrund, aber auch in der Gewissheit, dass die Gegenwart mehr Versagung für das Bedürfnis nach Resonanz bereit hält als Möglichkeiten ihrer Befriedigung, versteht sich mein Plädoyer, aus dem Anderen der Künste und Wissenschaften ein gesellschaftliches Mehr und ein öffentliches Gut für Modellhaftes zu machen. Ich möchte Sie dazu verlocken, von den Künsten zu lernen, denn sie sind besser gewappnet für die Krise unserer Gewissheiten, die sich durch alle wesentlichen Lebensbereiche zieht.

Ich gehe dabei – stichwortartig von folgender Grundlage aus:

Wir leben in einer Zeit des umfassenden gesellschaftlichen Übergangs, in einer Zeit des „**nicht mehr und noch nicht**“. Hinsichtlich der Arbeit, ist die Hoffnung auf »mehr, besser, schneller« *nicht mehr*. Eine Rückkehr zu Zeiten der Vollbeschäftigung wird es in Deutschland, wie in allen Hochpreisländern, *nicht mehr* geben, was an ihre

Stelle treten soll, damit 'der Mensch ein Mensch ist, bitte sehr', ist *noch nicht* Gegenstand öffentlichen Nachdenkens.

Die Gegenwart stellt die Frage nach der a-zentrischen Existenz, die sich ihre Mittelpunkte erst noch schaffen muss.

Der amerikanische Zukunftsforscher John Naisbitt hat die gegenwärtige Zeit als die zwischen zwei Klammern bezeichnet: *Noch nicht* zurückgelassen sei die Vergangenheit, die zentralisierte, industrialisierte, in sich abgeschlossene alte Welt, die auf Institutionen, Nationalstaaten und starren Hierarchien aufgebaut war. Gleichzeitig nähmen wir die Zukunft *noch nicht* an. »Wir halten noch an der bekannten Vergangenheit fest, aus Angst vor der unbekanntem Zukunft. Oder wie Shakespeare so schön sagt: Dass wir die Übel die wir haben, lieber ertragen als zu unbekanntem fliehn.

Die herkömmlichen Strukturen und Selbstverständlichkeiten tragen *nicht mehr*, ob in Schule, Familie, Arbeit (Finanzmarkt), Natur und Ressourcen, aber *noch* greifen andere Modelle *nicht* auf breiter gesellschaftlicher Ebene.

Mit dem Rückgang der Lohnerwerbstätigkeit geht dem Sozialstaat Bismarckscher Prägung sein Fundament, seine Voraussetzung verloren: Der lebenslang beschäftigte männliche Ernährer der Familie.

Wir sind herausgefordert, eine Umbewertung von Arbeit vorzunehmen, einen neuen Umgang damit zu finden, zu erfinden, denn die ungebrochene Erwerbsbiografie ist die Ausnahme, nicht mehr die Regel. Die Implosion des Sozialstaats bringt seit einiger Zeit das gesamte gesellschaftliche Gefüge erheblich ins Wanken.

Unübersehbar die schichtenübergreifende Angst vor dem Verlust heraus zu fallen, vor Entwertung, vor dem Gefühl nicht Teil der Lösung, sondern das Problem zu sein.

Auch hier leben wir in einem Zwischenraum: Wir werden *nicht mehr* genügend vom Vater, vom Staat versorgt, und können *noch nicht* andere – eigene – Wege beschreiben, weil *noch* die Voraussetzungen für soziale Konstruktionen fehlen, die Hybride zwischen Fürsorge und Selbstorganisation erzeugen könnten.

Im Zwischenraum zu sein bedeutet, Ambivalenzen aushalten zu müssen. Darin sind KünstlerInnen geübter als andere, denn sie sind von Hause aus spezialisiert auf

Übergänge, Zwischengewissheiten und Laboratorien – und als solche natürliche FeindInnen des Verharrens im Bestehenden. Neu ist, dass sie in dieser Art zu arbeiten, zum Rollenmodell werden. Eine Studie des Wissenschaftszentrum Berlin geht davon aus, dass sich die Arbeitsplätze der Zukunft stark an denen der Künstler und Publizistinnen orientieren werden: *"selbstbestimmter, kompetitiv, wechselhaft in Art und Umfang des Beschäftigungsverhältnisses, in stärkerem Maße projekt- und teamorientiert, zunehmend in Netzwerke und weniger in Betriebe integriert, mit vielfältigen und wechselnden Arbeitsaufgaben, schwankender Entlohnung oder Vergütung und kombiniert mit anderen Einkommensquellen oder unbezahlter Eigenarbeit"*.

Sarkastisch gesprochen, gilt: Die nicht verbeamtete oder fest angestellte Kunst und Wissenschaft bilden die Avantgarde der prekären Verhältnisse, sie hat darin einen unfreiwilligen Erfahrungs- und Leidensvorsprung.

Einerseits sind die Menschen aus herkömmlichen Bindungen freigesetzt, andererseits fehlt ihnen für das Leben in radikal offenen Kontexten *noch* die Erfahrung. So kommt es zu experimentellen Selbstverhältnissen, die kurzatmige, aber kulturell relevante Lebensstrategien hervortreiben.“(Dietmar Kamper). Es erfordert individuellen, gesellschaftlichen und politischen Mut, sich diesen Zwischenraum zu vergegenwärtigen und ihn aushalten zu können, denn es bedeutet die Auseinandersetzung mit Angst und Abhängigkeit, mit dem Verlust von Erfahrung, persönlicher Sicherheit und staatlicher Fürsorge

An dieser Diagnose, an diesem *Nicht-Mehr-Noch-Nicht* setzt der Gedanke der Kulturgesellschaft an. Er basiert auf der Behauptung, dass künstlerische Strategien für diese radikal offenen Kontexte die die "flüssige Moderne" (Zygmunt Baumann) besser gewappnet sind.

Gesellschaftlich bedeutsam in Zeiten von Ratlosigkeit ist die Disfunktionalität von Kunst und Wissenschaft, ihre Fähigkeiten zur Gegenläufigkeit zu dem, was vorherrschend ist. Ihre Fähigkeiten zum Ausprobieren, auch zum Fehlschlagen, zum Ausdehnen des gemeinschaftlichen Handelns.

Die Künste und die Wissenschaften haben einen Erfahrungsvorsprung darin, Leben und Arbeit nicht nur eindimensional über den Erwerb zu denken, sondern andere (Selbst-)Beschäftigungsformen einzugehen und damit mit ihrer Zeit eigenständig um-

zugehen. Die Gesellschaft als Ganze ist aber noch nicht auf das Verschwinden der herkömmlichen Arbeit mit ihren vorgegebenen Rhythmen vorbereitet.

Die getaktete Realität des "Freitags ab eins, macht jeder Seins" ist im Schwinden begriffen, Arbeit und Freizeit überlappen sich, solchermaßen entgrenzt, geraten auch Strukturen und Bindungen ins Wanken. *Nicht mehr noch nicht.*

Deshalb rückt die Frage ins Zentrum, **welche Anerkennungs- und Beteiligungsformen die Gesellschaft ihren Mitgliedern bieten kann**, wenn zugrunde gelegt werden muss, dass es für das »neue Subproletariat das Schichten übergreifend ist, keine Perspektive einer sozialen Verortung gibt.«

Es wird darauf ankommen, neue Modelle zu erfinden, die einen gesellschaftlichen Mehrwert erzeugen, die Verbindungen und Kooperationen zwischen den noch voneinander abgegrenzten gesellschaftlichen Bereichen suchen und Mischformen generieren, die aus unterschiedlichen Denk- und Lebenswelten kommen, für die KünstlerInnen und WissenschaftlerInnen Kompetenzen entwickelt haben. Von ihnen ist auch zu lernen, in Projektstrukturen zu denken und arbeiten. Das ist die neue Herausforderung, mit allen zwiespältigen Begleitumständen.

Denn längst haben die Künste ihre angestammten Plätze in Museen und Theatern erweitert hat hin zu Interventionen im öffentlichen, sozialpolitischen Raum, die, wie der Kunstpublizist Paolo Bianchi sagt, nicht »Handelsware«, sondern »Handlungskonzepte« produzieren.

Die Politik nimmt die für ihre eigene Arbeit so wichtige Möglichkeit der Künste und Wissenschaften, Verhältnisse zu verflüssigen, neue Zugänge zu öffnen, **noch nicht** ausreichend wahr.

Künstlerisches wie wissenschaftliches Arbeiten lebt von einer Mischung aus Selbstreflexion und dem Schaffen von Neuem, neuen Formen des Denkens, Gestaltens, Sehens. Ihm ist das Anfangen und Aufhören inhärent, es lebt vom selbst gewählten, ständigen Neubeginn, eben auch durch Verwerfen, Korrigieren, Aufgeben, Wiederfinden.

Um zu einer inspirierenden Kraft zu werden, braucht es aber KulturpolitikerInnen, die Raum für "win-win-situations" ermöglichen, in dem sie neue Allianzen eingehen:

Allianzen zwischen den Ressorts, aber auch mit Krankenkassen, Stiftungen, der Agentur für Arbeit etc. Und im Finden von neuen Wegen.

Hier will ich einen Ausflug ins sehr Konkrete machen:

Schule, die vor allem ästhetische Leidenschaft statt Didaktisierung braucht.

Es sind die KünstlerInnen, TänzerInnen, (Rhythm is it!!) Architektinnen..., die deutlich wahrnehmbar eine Lust erkennen lassen, sich temporär in Schule einzumischen, nicht als künftige LehrerInnen, sondern für zeitlich begrenzte Projekte. Von außen kommend, eine Welt verkörpernd, wo mit dem Wissen konkret etwas angefangen wird. Dahin muss sich Schule verflüssigen, muss durchlässig werden für Profis, deren berufliche Ideen, Leidenschaften und Ernüchterungen, die aber auch eine andere Autorität in die Schule bringen könnten; dies auch zur Entlastung der lebenslänglichen LehrerInnen.

Mir geht bei all diesen Überlegungen immer auch darum, wie wir Arbeits- und Lebensbedingungen für KünstlerInnen schaffen können, unter denen sie ihr spezifisches Wissen, auch über ihre genuinen Orte hinaus, gesellschaftsrelevant weitergeben und sich auch reproduzieren können, wenn man bedenkt, dass nach den Kenntnissen der KSK der jährliche Durchschnittsverdienst bei ca. 11.000 € liegt und wenn man weiß, dass nahezu 50% der in der Kulturwirtschaft Tätigen in prekären Verhältnissen leben.

Ich schlage also vor, dass in den Schulen die eine oder andere Oberstudienratsstelle zugunsten von Projektmitte aufgelöst werden.

Es braucht Verflüssigung zwischen den erstarrten Ressorts und Zuständigkeiten, in denen Politik gefangen ist. (Mein eindrücklichstes Erlebnis bei meinem kurzen Regierungspraktikum in Berlin)

Ich unterstelle Ihnen Allen, dass Sie das auch spüren und darunter in Ihrer Arbeit leiden. Wir brauchen ressortübergreifende Pools, denn im Dazwischen ereignen sich die wichtigen Dinge. Zwischen den Ressorts Schule – Soziales- Jugend – urbaner Raum- Migration. aber auch in den Vorhöfen des Wirtschaftressorts.

Einen zweiten Wunsch, den ich habe: Einfluß zu nehmen auf die Agentur für Arbeit.

Von der Kunst lernen heißt in Projekten zu denken lernen. Auch hier win-win-situation.

(Und bevor ich zu Ihnen als Komplizinnen zurückkomme, noch eine bissige Bemerkung: Entlassen sie die Kultur aus dem Dasein der Lieblingsnebenbeschäftigung von Ministerpräsidenten! Da wird Kultur zum Schaufenster zur Spiegelung der Regierenden!)

Ich zähle also Sie alle, die Sie KulturpolitikerInnen sind, zu denen, die eine kulturell bestimmte Gesellschaft bewegen und mittragen. Sie könnten sich, so habe ich aus mehreren Untersuchungen und Studien zusammengetragen, dabei heute schon auf die Resonanz von ca. 20 - 25 % der Gesellschaft verlassen

Zumeist selbstständig arbeitend, intellektuell, kreativ-schöpferisch tätig, mit einer ausgeprägten Urteilskraft und einem Bewusstsein für gesellschaftliche Relevanzen und: Menschen, die vieles in ihren Lebens- und Arbeitsweisen eint und die sich doch *noch nicht* in einer gesellschaftlichen Gemeinsamkeit verorten. Ihre Entscheidung für ein tätiges Leben bilden nicht mehrheitlich finanzielle, sondern gestalterische Gesichtspunkte. Es sind gut ausgebildete, auch privilegierte ›Freelancer des Lebens und Arbeitens‹, die den bestehenden Arbeitsmarkt oft nicht mehr als Orientierungsmaßgabe betrachten oder sich nicht in ihn integrieren können und stattdessen in viele Richtungen aufbrechen. Auch die unabgesicherten und marginalisierten Existenzen, von denen sich viele in Künsten und Wissenschaften finden dürften, ohne die lebenslangen Absicherungen einer unbefristeten Professur im Rücken, in der Mehrheit aber doch mit der Aussicht auf gesellschaftliche und ökonomische Erweiterung ihres Tuns. Sie sind auch zu finden bei den Nichtregierungsorganisationen (NGOs) und den Agenda-Initiativen, bei den NetzwerkerInnen, bei den sozialen Bewegungen, die gesellschaftlichen Reichtum, Arbeit und Wirksamkeit anders verstehen wollen. Es sind auch Menschen mit Leidensdruck und noch nicht gänzlich verschütteter Gestaltungslust, die sich dem gesellschaftlich, ökonomisch und politisch Erstarrten schon entgegenstellen oder noch entziehen wollen.

Es gehören auch die diejenigen in Politik und Wirtschaft dazu, die herkömmlichen Problemlösungsmustern misstrauen und interessiert sind an nachhaltigen und zukunftsgerichteten Entwürfen für eine unter großem Veränderungsdruck stehende

Gesellschaft und die vielleicht sogar zu TeilzeitaussteigerInnen geworden sind. Und es gehört die Gruppe dazu, die der amerikanische Sozialwissenschaftler Richard Florida die *Kreative Klasse* nennt, zu der die oben Genannten alle gehören oder gehören könnten. Alle zusammen, auch wenn sie noch kein umfassendes Gefühl der Zusammengehörigkeit entwickelt haben, sondern sie ein eher unbestimmtes Gefühl der Differenz vereint, sind nicht ein paar vereinzelte AbweichlerInnen vom Mainstream, sondern wir reden hier mittlerweile von einem beachtlichen Anteil der Bevölkerung, der auf 20 bis 25 Prozent zu schätzen ist. Mit Paul Celan ließe sich ihnen zurufen: »Ins Weite, ins Offene«.

Verflüssigungen ist die Gegenbewegung zur Abkapselung gesellschaftlicher Blöcke und Verhärtung in starren Oppositionen, das Gegenmoment zur Verfestigung von Verhältnissen, die ihren Gegenstand aus dem Blick verloren haben.

Verflüssigung meint: wechselseitige Durchdringungen, Energien freisetzen, Durchlässigkeiten unter Wahrung des Eigenen herstellen, nicht Auflösung der Widersprüche, sondern im Bewusstsein von Differenz und Ambivalenz neue Erfahrungen zu lassen, ohne die damit einhergehende Angst vor Verlust der Gewissheiten abzuspalten.

Die Kulturgesellschaft basiert auf dem Reichtum der Möglichkeiten und den Lebensentwürfen ihrer Mitglieder. Sie braucht deren Talente und Gestaltungskraft, ihr Bewusstsein an der umfassenden Entwicklung ihrer Stadt teilhaben zu können -- im Arbeiten und im Leben. Und sie braucht ein bewegliches, kreatives Gegenüber in der Politik und ihren Verwaltungen! Denn Talent | Kreativität ist ein beweglicher, flüchtiger Rohstoff, "kein Vorrat, sondern Strömung". Ein Rohstoff der versiegt, wenn er durch die Reduktion auf seine unmittelbare ökonomische Verwertbarkeit vernutzt wird.

Offene Denk- und Handlungsräume brauchen Umgangsformen, die das Plurale sozialer und ethnischer Zugehörigkeiten, die Heterogenität von Generationen und das Erschließen verschiedener gesellschaftlich und ökonomisch wirksamer Arbeitsfelder ermöglichen, die nicht nach dem Muster üblicher politischer Großlösungen erstellt werden können.

Das Verständnis einer Kulturgesellschaft folgt keiner Einheitslogik, denkt nicht in Fläche, auch nicht in Flächentarifen, gibt dem weissen, etwas in Vergessenheit geratenen Gedanken von »think globally, act locally« eine veränderte Plattform, meint die ganze Fülle gesellschaftlich konkreter Erfahrungen und die Absicherung ihrer Grundlagen.

Die Kulturgesellschaft reduziert die Menschen nicht auf Beitragszahler und Empfangsberechtigte eines Sozialstaats, als Informationsempfänger und –lieferanten einer Wissensgesellschaft, als Konsumbürger eines Wirtschaftsstaats und definiert sich nicht in erster Linie über Lohnarbeit und die zunehmende Abwesenheit derselben. Sie setzt auf das Vermögen der Einzelnen, das mehr umfasst als die jeweilige Arbeitskraft und den damit einhergehenden Marktwert.

Und wirklich sozial wird eine veränderte und sich verändernde Gesellschaft erst, wenn die Menschen nicht bedarfsbemessen werden, sondern sie selbst die Bedingungen herstellen können, ihren je möglichen, eigenen, aktiven Beitrag darin leisten zu können.

Handeln heißt anfangen können. »Was den Menschen zu einem politischen Wesen macht, ist seine Fähigkeit zu handeln; sie befähigt ihn, sich mit seinesgleichen zusammenzutun, gemeinsame Sachen mit ihnen zu machen, sich Ziele zu setzen und Unternehmungen zuzuwenden, die ihm nie in den Sinn hätten kommen können, wäre ihm nicht diese Gabe zuteil: etwas Neues zu beginnen.« sagt die wunderbare Hannah Arendt.